

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 63 (1980)
Heft: 4

Artikel: Das unverständliche Verbot
Autor: Blattmann-Dégrí, Lilly
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zwang; zum Glück wurde er in den Oberklassen durch einen hochgebildeten Rabbiner ersetzt, der seinen Stolz darein setzte, uns in jeder Beziehung zu bilden. Immer vor Stundenschluss schoss er eine sonderbare Frage an uns, wie: «Habt ihr mal Heines Gedicht „Die Disputation“ gelesen?» Natürlich suchte jeder diese beissende Ironie der Glaubensthesen zu lesen. Ein andermal zeigte er auf einen von uns und fragte: «Hast du heute morgen Gebetriemen gelegt?» Verlegenes Gestammel. Darauf der Professor: «Warum willst du mich anlügen. Sag doch lieber ehrlich, nein, Herr Professor, ich glaube nicht daran.» Ein anderer, den ich immer in gutem Andenken halten werde, erklärte uns: «Ich tue meine Pflicht, aber ich werde euch nie geistigen Zwang auferlegen.»

Vater hatte in der Monarchie enge Beziehungen mit dem Hochadel. Einmal kam er heim und sagte: «Heute hat Markgraf P. mir angeboten, dich in den diplomatischen Dienst zu bringen, wenn du dich taufen lässt.» Meine Antwort war, dies wäre doch eine Unehrllichkeit und Heuchelei; warum soll in einen Unsinn mit einem anderen vertauschen?

Mein Sanskritlehrer und Freund, Prof. Geiger, warnte mich, als Jude zu versuchen, eine Professur zu bekommen; gab es doch fast täglich schon vor Hitler Schlägereien gegen tschechische Studenten, obwohl die meisten Namen in Wien Verdeutschungen slawischer Namen sind. Steiermark (die Hauptstadt Graz hieß kroatisch Gradec = Burg) und Kärnten waren durch Landraub und Benachteiligung der Kroaten zwangsgermanisiert worden. Und da es mir um den Kampf gegen die judeo-christlichen Religionen ging, beschäftigte ich mich privat mit Semitik, so dass ich nicht von den fachherkömmlichen Übersetzungen abhängig war, und setzte auseinander, dass europäische Juden mit Semiten nichts zu schaffen haben und dass sie nicht über sogenannten Antisemitismus klagen dürfen, solange sie im heutigen Zeitalter fremdartige Bräuche altorientalischer Hirten befolgen (Speisetaus, Mondkalender etc.), die Europäern scheinen, dass es sich um eine eigene Rasse und nicht bloss um eine Religionsgemeinschaft handle. (Die angeblichen «Rassemerkmale» sind durch Inzucht erhalten und verstärkt worden.)

Und schliesslich kam die Politik hinzu. Unsere Richtlinie ist Toleranz im einzelnen, aber Parteigenossen müssen Atheisten sein. Ich spezialisierte mich in diesem Rahmen in der Freidenkerarbeit und war auch, vor der Hitlerzeit, in der Internationale proletarischer Freidenker tätig.

Otto Wolfgang, London

Der Pressefonds

ist stets für Spenden empfänglich.
Postcheckkonto 80 - 488 53
der Geschäftsstelle der FVS.
Besten Dank!

Das unverständliche Verbot

Sie sass mir gegenüber im Zug und wir kamen ins Gespräch, obschon wir beide Lesestoff bei uns hatten.

«Ich hab' immer gern gelesen», erzählte sie, «schon mit sieben, acht Jahren las ich, was mir in die Hände kam. Bücher hatten wir damals kaum zu Hause, das rentierte nicht. Nur so 20-Groschen-Romane fand ich einmal, versteckt vor uns Kindern, in einem Wäschekorb. An den Titel der einen Serie erinnere ich mich gut — er hieß: 'Die schöne Krankenschwester'. Die las ich alle, wenn's nicht anders ging, mit Kerzenlicht. Und Papierfetzen im Clo, Zeitungen, den «Beobachter», Heftli.

Später dann schenkte uns eine Tante gute Kinderbücher. Vom einen weiss ich zwar den Titel nicht mehr, doch fand ich's phantastisch, dass die Schweiz einst von lauter Wald bedeckt war, und in diesem Wald lebten Menschen, von denen eine Gruppe gelernt hatte, für dauernd ein Feuer zu hüten.

Später, als wir vom Dorf in die Stadt gezogen waren, ging ich jeden Sonntag in die Bibliothek, immer gleich nach der sogenannten Christenlehre, der religiösen Unterweisung für Kinder um dreizehn Uhr. Und da fragte mich einmal der Vikar, der die Bücher herausgab, ob ich eben in der Kirche gewesen sei. Ich bejahte erstaunt. Daraufhin sagte er, ich solle meiner Mutter ausrichten, zur Kirche dürfe ich in diesem Kleid nicht mehr kommen. Auf mein schüchternes Warum? erfuhr ich, dass ein sozusagen ärmelloses Kleid, dass nackte Arme in der Kirche nicht gestattet seien.

Was war denn an meinen Armen nicht recht? Ich war zehnjährig und war auf dieses unverständliche Verbot hin zornig betroffen. Wir hatten nicht viel Geld, doch war meine Mutter Schneiderin, und sie hatte mir aus wenig

Stoff ein hübsches rotes Kleidchen für den Sonntag genäht, mit kurzen Volant-Ärmelchen. Und es war Sommer und sehr warm.

In der kleinen Stadt gab es glücklicherweise auch eine Arbeiterbibliothek, die trotz der Krisenjahre von den Gewerkschaften aufgebaut worden war. Diese Bibliothek entdeckte ich zwei Jahre später und damit eine ganze neue Welt. Das war eine schöne Zeit.

Ich wusste damals ja noch nicht, dass ein Kind, das ständig liest, sich damit auch eine Distanz zur Wirklichkeit zu schaffen wünscht. Trotzdem lernte ich dank den Büchern unter anderem verstehen, warum die Kirche so unsinnige Verbote erlässt, wieso sie mit der Verfeulung des menschlichen Körpers den Menschen zu beherrschen versucht.

Es ging und geht der Kirche um Macht über uns. Und da hat sich im Grunde genommen seit meiner Kindheit nichts geändert. Der Papst erlaubt sich wie eh und je, Vorschriften zum Beispiel für das Intimleben zu verkünden. Statt uns des Lebens zu freuen, sollen wir stets Ängste und ein schlechtes Gewissen haben, denn ein gesunder Mensch kann diese Vorschriften nicht befolgen. Aus dem Gefühl der Sündhaftigkeit der Gläubigen schöpft die Kirche ihre unheimliche Macht. Und von ihrer Macht und dem Reichtum, der ihr dadurch zufließt, trennt sich die Kirche nicht.

Das Buch und heute auch Kino und Fernsehen sind Tore zur Welt; sie können uns auch Mitgefühl lehren und uns unterhalten. Wer zu lesen und zu schauen versteht, auch die Zwischenstöße beachtet, ist nie allein, er hat Verständnis für sich und den Menschen. Heute weiss ich auch, dass Verbote, Vorschriften und Zensur die

Freundschaft zwischen den Menschen zwar behindern, aber nicht verhindern können.»

Dieses Gespräch im Zug, das zum Monolog wurde, habe ich mir notiert, als die Frau, ohne mir ihren Namen nennen zu wollen, ausgestiegen war. Sie

lächelte zum Abschied, doch Distanz zu halten, wünschte sie anscheinend noch immer. Wie einst als Kind. Das liegt wohl an den unverständlichen Verboten, mit denen uns allen der Weg durch die Kindheit eingezäunt wird.

Lilly Blattmann-Dégrí

Für unsere Gesinnungsfreunde in der italienischen Schweiz

Noi liberi pensatori

Presentazione dell'Associazione Svizzera dei Liberi Pensatori nell'emissione radiofonica «Immagini di gruppo con eco» del 6. 12. 1979.

Si può pensare che vi siano in Svizzera almeno 500 000 liberi pensatori. Si tratta di uomini e donne che hanno lasciato la Chiesa o che la lascerebbero se ciò non avesse delle conseguenze spiacevoli. In alcuni cantoni uscire dalla Chiesa è complicato, poiché si deve sottostare a fastidiose formalità, quali il sottoscrivere una dichiarazione ufficiale. Se si appartiene ad una comunità religiosa fin dall'infanzia si avranno delle difficoltà, più tardi, allorquando si vorrà sbarazzarsi di questo legame che era stato imposto col battesimo. Inoltre il fatto che si debbano prendere alcune precauzioni d'ordine sociale complica ulteriormente questa decisione. Si pensa allora che sia meglio far battezzare i propri figli piuttosto che dichiararne semplicemente la nascita all'ufficio di stato civile, poiché molti cittadini non possono immaginarsi una nascita senza una cerimonia religiosa e l'intervento di un prete o di un pastore: è la tradizione e non si vorrebbe offendere qualcuno non osservandola. Tutto ciò fa parte del clima psicologico del nostro paese, dove ognuno si sente osservato da parenti, amici, conoscenti e da un'infinità di altre persone che non dovrebbero affatto mettere il naso in affari che non li riguardano. Così si accettano dei compromessi.

Vi sono però e ciò nonostante molti uomini, donne e giovani che si servono del diritto alla libertà di coscienza e di credenza, staccandosi dalla comunità dei credenti nella quale sono entrati al momento della loro nascita e indipendentemente dal loro volere.

Noi, liberi pensatori, basiamo la nostra azione su di un diritto che è stato combattuto in Svizzera nel passato e che noi difendiamo in ogni circostanza: la libertà religiosa. Noi combattiamo gli abusi della Chiesa, siamo nemici di ogni intolleranza e in special modo dell'intolleranza religiosa, che a parti-

Leserbrief

Die Grossräatin Frau C. Wermuth hat es kürzlich gewagt, in einem «BZ»-Artikel die Rolle des Papstes im Jahre des Kindes etwas kritisch zu beleuchten. Daraufhin tönte dieser «Ketzerin» auch etwelcher Protest entgegen. Glaubt man in der katholischen Kirche immer noch, dass man Probleme mit bravem Stillschweigen und Augenzumachen löst? Missstände sollen und müssen aufgedeckt werden.

Unbestrittene Tatsache bleibt, dass der Papst erklärt hat, das Wohlergehen aller Kinder liege ihm besonders am Herzen. Wie sieht nun aber die Wirklichkeit aus:

Gemäss Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der UNO (FAO) ist über ein Drittel der Menschheit völlig unterernährt. Täglich sterben über 30 000 Menschen an Hunger. Von den 1,3 Milliarden Kindern auf der Welt hat über die Hälfte nicht genügend oder überhaupt keine Nahrung.

Fazit: eine erschreckend brutale Wirklichkeit (sofern man sie zur Kenntnis nehmen und nicht einfach totschweigen will).

Ich zweifle beispielsweise, ob jemals ein Papst auf seinen Reisen das so vielerorts auftretende Elend gesehen hat oder — besser gesagt — gesehen ha-

ben kann. Denn: logiert wird in luxuriösen Unterkünften und der Gast lebt in einer beinahe hermetisch abgeschirmten (Schein-)Welt. Der Gerechtigkeit halber sei erwähnt, dass dieser Vorwurf nicht nur auf den Papst zutrifft, sondern gleichermaßen auch auf Politiker.

In Sachen Familienplanung und Sexualität vertritt Rom Lehrmeinungen, die jeglicher Vernunft entbehren. Ansichten, die beispielsweise auch nichts dazu beitragen, das Elend in vielen katholischen Ländern der Erde zu lindern. Im Gegenteil. Mit der bekannten starren Haltung fordert man aber diese Menschen geradezu heraus, möglichst kinderreiche Familien zu gründen. Wie es vielen dieser bedauernswerten Kinder dann später ergeht, steht nicht zur Diskussion. Da hilft die Kirche — obwohl die finanziellen Mittel im Überfluss vorhanden wären — bekanntlich nicht.

Was nützen also leere Worte und Phrasen, wenn sie über die brutale Realität hinwegtäuschen? Wer in unserer Welt einmal wirkliches Elend und Armut mit eigenen Augen gesehen hat, kommt nicht darum herum, die päpstliche Haltung als krassen Widerspruch (um nicht zu sagen Hohn) zu entlarven.

H. U. Michel, Bern

Einstiens Religiosität

Der unter diesem Titel in der März-Ausgabe des «Freidenkers» veröffentlichte Beitrag von Dr. H. Titze hat im fernen Finnland eine interessante Reaktion ausgelöst. Unser Gesinnungsfreund Erkki Hartikainen in Virkkala liess uns den Text eines Briefes zugehen, den Albert Einstein an Prof. V. T. Aaltonen in Helsinki gesandt hatte. Er ist vom 7. Mai 1952 datiert und lautet:

«Sehr geehrter Herr:

Das Magazin 'Literary Guide' in London hat mir Ihre Anfrage vom 30. April übersandt. Nicht nur habe ich keinen Glauben an einen persönlichen Gott,

sondern solcher Glaube erscheint mir geradezu kindlich. Anderseits scheint es mir, dass das blosse Nicht-Glauben an einen persönlichen Gott noch lange keine Philosophie ist. Die menschliche Situation ist so, dass wir gerade noch Geist genug haben, um mühsam etwas Weniges von der Harmonie der strukturellen Zusammenhänge der Welt zu erfassen. Ernsthaftes Bemühen in dieser Richtung erfüllt den Menschen mit einer Demut, die zum mindesten verwandt ist mit einem religiösen Gefühl. Sie können mich aber als religiösen Ungläubigen betrachten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Albert Einstein.»